Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 44 (1934)

Artikel: Aus den Papieren eines Elfinger Schumachergesellen
Autor: Siegrist, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901377

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus den Papieren eines Elfinger Schuhmachergesellen.

Da ich in die Jahre gekommen bin, da man nicht weiß, wann man abberufen wird, möchte ich meine Erlebnisse als Bauernbub, dann als Schuhmachergeselle niederschreiben, so wie ihr es von mir mehrfach gewünscht habt, und dieweil ich noch alles wohl im Gedächtnis habe, was sich vor siebenzig und mehr Jahren zugetragen, will ich versuchen, alles der Reihe nach wohl in Ordnung zu bringen, damit ihr ersehet, welcher Art das Leben in meiner Jugendzeit war, und da ich manches gesehen und erlebt, das heute in den Büchern geschrieben steht, möget ihr schließen, ob jene Schriften recht haben, oder ob sie, wie es so manchmal vorkommt, falsche Nachrichten bringen.

Dieweil ihr wissen möchtet, wie es um meine Vorfahren steht, muß ich auf das abstellen, was ich von alten Leuten über meine Ahnen gehört habe und als glaubwürdig erachte.

Die ganze Sippe der „Rosen", der Rosehänsi, der Rosefeufe, der Roseschnyder sind miteinander verwandt durch eine Ahnfrau, die lange vor Napoleons Zeiten auf den Namen Rosa getauft wurde, welcher Name damals gar neu und absonderlich erschien, daß man später die ganze Nachkommenschaft mit ihrem Namen belegte, wiewohl sonst der Mann es war, der der Familie den Zunamen lieh. Wo ihr also im Gebiet des Bözbergs einen Rosen findet, könnt ihr mit Sicherheit einen Verwandten ansprechen, was ich im Verlaufe meines langen Lebens gar oft erprobt habe und richtig fand. Dieweil also benannte Rose nicht wie üblich Verena getauft war — unsere Kirchgemeinde stand mit Zurzach und ihrer Verena in enger Beziehung —, könnten wir in unserm Wappen eine Rose führen, was ich auf meiner Wanderschaft auch getan, da ich auf meinen Berliner — das ist mein Ranzen — eine Rose führte, weshalb man mir einst in England gar hohe Ehren antat, da dort ein Adelsgeschlecht auch eine Rose als Abzeichen führen soll.

Die Rosen gleichen einander so sehr, daß auf dem Markt in Frick oder in Brugg sie einander von weitem auch in ihren Sprößlingen wieder erkennen, da alle den breiten Schädel und die Nase des griechischen Weisen Sokrates führen, dem sie, wie böse Leute behaupteten, auch in ihren Ehesorgen oft ähnlich erscheinen. Diese Rosenschädel nun, die im Mannesstamme jeweilen mit schwarzem Wuschelkopf bedacht werden, gaben schon in meiner Jugend zu der Vermutung Anlaß, daß römische Legionäre aus dem Lager von Vindonissa in unsere Ahnenreihe gehören, da es nicht ausgeschlossen erscheine, daß die Soldaten in ihrer freien Zeit im Gebiet des Bözbergs umherstreiften und auf Abenteuer ausgingen. Wie dem auch sei, ich bin richtig einmal eingesteckt worden, da mein Wanderbuch verdächtig erschien und der Stadthauptmann mich für einen Italiener ansah.

Wenn also dieses alte Herkommen nicht verbürgt ist, können wir doch eine Nachricht als sicher annehmen, da ich noch selber Zeugen gehört habe: Es war der Rosenres, der im Hungerjahr 1771 als Büblein mit dem Landvogt von Kasteln in Berührung kam. Selbiger Bub mußte in der Oeltrotte in Oberflachs Lewat zum Pressen abgeben, und es hatte das Andreslein schon einen weiten Weg hinter sich und dazu gar sehr Hunger, weshalb er in die Wiese ging und sich dort Habermarch zum Essen aussuchte. Es ist das ein Kraut, das ihr alle kennt und auch eßt, nur nennt es der Schulmeister Bocksbart, wie ich glaube. Wie also das Reslein in den Matten herum suchte, faßte es unvermutet der Feldhüter, fuhr es hart an und führte es aufs Schloß zum Strafvollzug. Der Landvogt hörte, daß der Bub in die Wiesen eingedrungen und Flurschaden angerichtet habe. Was er dort zu suchen habe, wollte der Vogt wissen. — „Habermarch" sagte der Res. Was das sei, erkundigte sich der Bernervogt. Und er ging mit dem Res in die Matte und ließ sich das Kraut zeigen. — Ob er dieses Gras gegessen habe. — Das sei gut, meinte Resli. Jetzt fuhr der Landvogt den Flurhüter hart an: Was er einen Buben schikaniere, der vor Hunger Gras esse? Und

statt in den Turm wanderte Rosenres in die Küche, wo er ein gar feines Mahl vorgesetzt erhielt, von dem noch nach mehr als siebzig Jahren gesprochen wurde. Merkwürdig ist es schon, daß ich später mit einem andern des gleichen Geschlechts, ein Wattenwil war es, in Bern als Schuhmachergesell auch einen Zusammenstoß hatte, der in seinem Ausgang dem des Resli merkwürdig ähnlich sah, doch werde ich später davon vermelden.

Dieser Res brachte unserer Sippe den Ruf, daß sie mehr als andere Leute können, ja, daß das Hexen und Bannen im Rosenstamm durch ihn aufgekommen sei. Von ihm verbürgte mir noch meine Mutter selig, daß er das Bannen verstanden habe, wie keiner im Gebiet des Bözberg und daß ihm nicht einmal der Scharfrichter Menggis in Rheinfelden nachgekommen sei. So begab es sich, daß sein Hungerhöflein an den Sonntagen ein Wallfahrtsort für den ganzen Frickgau wurde. Wer ein krankes Rind, eine mißratene Tochter oder einen bösen Nachbar hatte, wollte beim Res Hilfe und Rat holen.

In jenen Jahren kamen immer so um die Zeit des Heuets aus dem Schwarzwald Hausierer mit allerlei Geräten, Rechen, Gabeln, Sieben und Wannen. Sie zogen ihre Zweiräderkarren von einem Bauernhof zum andern, über Berg und Tal und verdienten herzlich wenig, da ja der Bauer gerade um die Heuetzeit am wenigsten Geld hat. So stellte ein Schwarzwälder sein Wägelein einst vor das Wirtshaus zur Post in Bözen und ging zu einer Suppe und einer Halben. Wie er wieder weiter wollte, war es ihm, die Fuhre sei leichter geworden, und da er näher hinschaute, waren zwei Siebe weg und gestohlen. Er schaute um sich, fragte nach. Niemand konnte ihm Auskunft geben. So zog der Wälder gegen Elfingen hin in der Richtung des Breitehofes, wo der Res griesgrämig vor seiner Tenne stand, denn es regnete, und das Heu verfaulte draußen. Und der Wälder sah nicht eben freundlicher drein. „Was hast du, Wälder?“ fragte Res. „Sind die Tannzapfen erfroren?“ — „Das nicht, aber zwei Siebe sind mir weggekommen, und meine Kinder hungern daheim.“

„Keine Angst!“ meinte Res, „den will ich dir schon holen. Geh nur deiner Wege! Die Siebe sollst du wieder haben, bevor du an die Stiller Fähre kommst.“ Der Wälder spannte sich vor den Wagen und schnaufte der Sennhütte zu, während der Res in einem Hinterkämmerchen sich etwas zu schaffen machte. Wie er nach einer halben Stunde vor sein Haus trat, keuchte der Hübelbenz mit zwei Sieben den Weg hinauf. „Wohin so eilig, Hübelbenz?“ Er erhielt keine Antwort, denn schon lief der Dieb dem Walde zu. — Wie im folgenden Jahr der Wälder wieder vor des Resen Stalltür hielt, meinte er: „Res, du bist ein Hexer, du hast dem eine gehörige Ladung gegeben. Ich war in Stilli schon in die Fähre eingestiegen und vom Lande gestoßen, als der Benz halb ohnmächtig am Ufer erschien und bat, wir möchten wieder umkehren. Er warf die Siebe in das Schiff und kehrte wortlos um. Du verstehst das Bannen, Res! In die Aare hineingesprungen wäre der! Wie stellst du das nur an? Kannst du das nicht auch einem andern lehren?“ Aber Res nahm eine Prise Schnupftabak, schob sie in die Knollennase, lächelte still und ging in den Stall.

Doch nun wieder zu meinem Lebensweg zurück. Das Hexen und Bannen ist mit diesem unserm Ahn wohl nicht ganz ausgestorben, derweilen auch ich in meinem Leben allerlei merkwürdige Dinge habe tun können und so manches gesehen habe, das andern verschlossen war, was mir in meinem gar harten Leben manche Erleichterung mag gebracht haben. — Ich bin noch keine drei Jahre alt gewesen, da mein Vater in Paris am Nervenfieber starb, da er den Russenzug doch glücklich überstanden hatte. Auf dem Bözberg war ich verkostgeldet und mußte schon mit jungen Jahren die Geißen hüten. Da geschah es auch, daß man mich für tot von der Weide heimtrug, dieweil der Bauer mich so sehr geschlagen, daß ich meine Sinne verlor. Ich mußte nämlich am Abend die Geißen mit vollen Bäuchen heimbringen, sonst ging's nicht gut. An jenem Tage wollten sie auch gar nicht fressen, weshalb ich meinen Hegel hervornahm und ihnen die Zunge gar eifrig schabte, was

mir für solche Fälle ein Bub geraten hatte. Jetzt wollten sie aber erst recht nicht mehr fressen, was ich nicht einzusehen vermochte. Item, der Meister wurde gar zornig, als er die wunden Mäuler seiner Tiere sah, und ich mußte für tot fortgetragen werden. Als ich wieder zu mir kam, empfand ich gar große Schmerzen und schleppte mich in den Stall, wo ich glaubte, sicher zu sein. Der Meister aber riß mich hinaus und sagte: „Du brauchst mir das Vieh nicht zu verhexen, wie es in eurer Sippe Mode ist. Wärest du ein Christenmensch, du hättest die Augen nicht mehr aufgetan." Fortgejagt hat er mich aber doch nicht, da ich sonst flink und anschickig war und ihm mit acht Jahren schon einen Knecht ersetzte.

In dieser Zeit geschah es, daß ein junger Schulmeister auf den Berg kam, der ein gar gescheiter und guter Mann war. Er war, wie ich erst in späten Jahren erfuhr, bei Pestalozzi gewesen. Eigentlich erst von diesem Augenblick an, so ist es mir, hat mein Leben begonnen, dieweil ich vorher nur wie ein Tier dahinlebte und werkte. Du lieber Schulmeister! Ich habe auf weiten Wanderungen als Geselle für dich unzählige Male still gebetet, wenngleich ich damals an keinen Gott glauben wollte. Es hat uns dieser Mann wie seine kleinen Kameraden geführt, hat uns von der weiten Welt erzählt, an schönen Winterabenden den Sternenhimmel erklärt und darnach auf seiner Geige gespielt. Damals erwachte in mir auch die Lust am Lesen, und er hat mir auch viele Bücher gegeben, was mir aber nicht gut bekam; denn mein Leben als Verdingbub kam mir dabei auch gar erbärmlich vor. Als dann der Schulmeister nach Lenzburg kam, an ein Schulmeisterseminar, da hielt ich es nicht mehr aus und lief eines Sonntags weg zu ihm, schaute ihn aber nur von weitem an; denn ich hatte ein gar elend eberhäutenes Höslein an. Ich kam erst spät in der Nacht daheim an. Weil ich noch die Sonntagslehre versäumt hatte, sperrte man mich zwei Tage bei Wasser und Brot ein, in einem Gelaß hinten in der Kirche. Da geschah etwas ganz Ungeheuerliches. Ju der zweiten Nacht hatte ich erbärmlich Hunger und Angst dazu. Da griff ich in meiner Not zum

Glockenseil, das ich von meinem Verschlag erreichen konnte, und zerrte und riß, daß es gar gewaltig gellte. Man lief mit Windlichtern herbei und öffnete die Türe meines Gefangenenlokals. Ich aber entwischte in die Nacht hinaus.

Ich hatte gehört, daß im Baselbiet jetzt der Weizen bald reif sei und daß man dort Schnitter brauchen könne. So lief ich denn trotz meines elenden Hungers in der Nacht über den Stalden nach Bözen, wo ich meiner Mutter am Fenster klopfte. Sie hatte wieder einen Mann genommen und Kinder von ihm bekommen. „Hanes, bist du es?" fragte sie. „Ja, Mutter, gib mir nur ein Stück Brot." — „Ist es wahr, daß du ein verdorbener Bub geworden bist? Dann geh nur weiter!" — Ich wollte ihr sagen, daß ich ein gar elend Leben führen müsse, aber die Worte blieben mir im Halse stecken. Sie reichte mir ein Stück Brot, aber in meiner Verstocktheit nahm ich es nicht und ging weiter. Im Bären in Bözen schlich ich um den Hühnerhof, fand ihn offen und nahm drei noch warme Eier an mich. Das erste Mal, daß ich fremdes Gut mir aneignete.

Ich habe dann da und dort bei den großen Fuhrwerken, die von Zürich nach Basel gingen, die Bremsen bedient und etwas Brot und einen Schluck Wein bekommen. Und bin so ins Baselbiet gekommen, wo man mich zuerst nicht einstellen wollte, da ich gar heruntergekommen war. Doch machte ich meine Sache gut und bekam im Tag neben der Kost drei alte Batzen Lohn. In der Nacht schlief die ganze Schnitterschar auf Stroh in einer Scheune. Da ging es manchmal arg zu, so daß man mir oft sagte: „Bueb, tue d'Auge zue!" Ich habe dort manches gehört und gesehen, das ich nicht recht verstand.

Meister Gysin, der neben seinem Bauerngütlein auch noch der Flickschusterei oblag, anerbot sich, nach eingebrachter Heuernte mich bei sich zu behalten, ohne Lohn immerhin, aber er wolle mich das Schusterhandwerk dafür lehren. Eine Hilfe hatte er schon nötig, dieweil sein einziger Sohn, der in Erhebung der Landschaft gegen Basel zu der Stadt gehalten, vom Vater des Hauses verwiesen worden war.

Das waren drei schöne Jahre bei diesem Meister, wiewohl

man ihn Meister nicht mit Recht benennen mag, denn vom Handwerk verstand er recht wenig, einen neuen Schuh sah ich ihn nie machen. Wohl lernte ich flink mit Ahle, Pech und Zweck umgehen, Nägel einschlagen und den Leisten herausziehen. Meistens war ich aber auf dem Land, auch in den Weinreben, welche Arbeit mir besonders gut gefiel, und wenn ich in spätern Jahren den größten und schönsten Rebbesitz weit und breit besaß, habe ich meine Freude am edeln Weinstock damals in Maisprach geholt. Die Meisterin mochte mich gar wohl. Da ihr Sohn nicht mehr heimkommen durfte, behandelte sie mich wie ihr leiblich Kind, kleidete mich in halbleinenes Gewand und machte mir am Sonntag einen gar hübschen Scheitel auf meinem krausen Kopf. Einmal faßte sie mich um den Hals und sagte schluchzend: „Wenn du nur mein Bub wärest, Hanes!" Zum erstenmal in meinem Leben erfuhr ich so, daß auch Frauen mit einem gut sein können, sintemalen ich bis damals gefunden, daß die Weibsleut mit den Verdingbuben rauher waren als die Bauern selbst.

Da mein Stiefvater erfuhr, daß ich konfirmiert sei, ließ er mir durch den Pfarrer vermelden, ich hätte mich bei ihm einzufinden. Wie ich durch Schnitter erfuhr, hatte er ein Geschäftlein mit Hadern und Lumpen eingerichtet und brauchte einen Burschen, der ihm den Karren über die Berghöfe zog. Da ich aber bei meiner guten Meisterin mich gar wohl fühlte, gab ich keine Antwort, wessenhalb er einen neuen Bericht mit polizeilicher Drohung an mich gelangen ließ und auch vermeldete, daß er wohl wisse, wer des Nachts in die Hühnerställe eingebrochen sei in Bözen. Er wolle einstweilen noch nichts sagen, wenn ich mich zu meiner Mutter und ihm zurückbegebe, da sie ja alle immer auf mein Wohlergehen bedacht gewesen seien.

„Hanesli", sagte die Meisterin, „geh für einige Wochen fort, und ich will dir vermelden, was weiter geschehen ist, wofern du mir fleißig schreibst!" So nahm ich Abschied von meiner Mutter, denn so durfte und konnte ich sie nennen. Ich habe sie nie mehr gesehen. Aber ihr Bild ist in dem Stüblein

meiner Erinnerungen gleich neben dem des guten Schulmeisters vom Bözberg aufgehängt. Ich habe meiner Lebtage nie recht bruggerisch reden können; ein starker Rest Baselbieterdeutsch von jener meiner Mutter her ist mir fürs Leben geblieben. Und ich habe jene Spache immer gern gehört, wie sehr sie auch etwa bespöttelt wird.

Ich entwich also über den Hauenstein und fragte bei einem Schuhmachermeister Rudolf in Zofingen um Arbeit. Er verlangte ein Probestück und zwar, wie es üblich war, einen Kinderschuh. Wie ich am zweiten Tag das Stück vorwies, konnte der Mann sein Erstaunen nicht verbergen. „Was für ein Schuh und was für ein Schuhmacher!" Tatsächlich erschrak ich selber ob dem Ding, das ich da gefertigt hatte. Dort lernte ich nun gründlich schustern, hatte fast keinen Lohn, aber einen Meister vom besten Fach.

In jenen Jahren sprach man viel von den Jesuiten in Luzern und von einem neuen Freischarenzug. In den Märztagen des Jahres 1845 wimmelte es in den Straßen von Zofingen von Radikalen aus Solothurn, Baselland und Aargau. Da meinte ich, ich müsse auch dabei sein. Ich hatte Gewehr und Säbel von einem Strengelbacher Wirt erhalten bekommen und legte mich abends in der Scheune der Wirtschaft zum „Sternen" hin, wo Stroh für die Freischaren zum Nachtlager aufgeschichtet war. Von Mannschaft aber bis gegen Mitternacht keine Spur. Dann kamen sie betrunken herein, hieben mit ihren Säbeln aufs Stroh und fuchtelten gar erschreckend mit ihren Gewehren. Die meisten waren toll und voll. Einer aus Vordemwald zeigte mir einen Strick, mit dem wollte er ein fettes Rind aus dem Luzernischen heimholen.

Die Sache wollte mir nicht gefallen. Mit solchen Leuten konnte man andern Tags nicht in den Kampf ziehen. Ist stand auf und schlich heim zu Meister Rudolf. Die Ereignisse der folgenden Tage gaben mir dann völlig recht.

Mein Meister war ein Pietist, Frömmler will ich nicht sagen; ein Mann von großer Rechtlichkeit und Härte gegen sich selbst. Als die zwei andern Gesellen am vierten Tag des

verunglückten Freischarenzuges zurückkamen, wies er ihnen die Tür. Sie seien Radikale und nicht besser als ihre Widersacher, die Jesuiten. So nahmen die Zwei ihre Berliner, schlugen mit dem Klopfholz noch sechs Scheiben ein und rückten gegen Langenthal davon. Ich packte mein Werkzeug auch zusammen und holte sie ein.

In Bern war damals das Regiment der Aristokraten gestürzt worden und der junge Fürsprech Jakob Stämpfli ans Ruder gekommen. Es muß in jener Zeit gewesen sein, daß Stämpfli eingesperrt wurde. Wir Gesellen zogen vor das Haftlokal und taten gar furchtbar wild. Aus allen Demonstranten ragte eine spindeldürre Gestalt, ein Schneider aus Schinznach, hervor, der wie besessen schrie: „Es lebe Vater Stämpfli!", was mich gar lustig bedünken wollte, da jetzt alles in diesen Ruf einfiel, der Köbi Stämpfli aber noch kein Vater war, sondern mir noch als ein gar junger Mann erschien.

Der Meister in Bern jagte mich fort, weil er in meinem Wanderbuch den Stempel B. Sp. fand. Er wolle keinen Gesellen, der sich im Bürgerspital verpflegen lasse. Es hatte mir Einer geraten, ich solle zu einer bestimmten Zeit in ein Verpflegungslokal gehen, dort bekomme man gratis Suppe, so viel man wolle. Das stimmte. Dafür stempelten sie aber auch mein Wanderbuch ab, was mich sehr verdroß.

So wollte ich nach Freiburg, um dort die Jesuiten kennen zu lernen. Wie ich aber an die Brücke über die Aare kam, verlangte der Wächter einen Batzen Brückenzoll. Ich sagte ihm, ich habe kein Geld und die Zeiten seien überhaupt vorbei, da man bei jeder Brücke einen Schlagbaum aufpflanze. Ich schritt also wacker aus; der Zollmann aber faßte mich am Wams. Ich maß ihn wohl und fand, daß ein solches Leder noch wohl zu klopfen wäre. Ich packte ihn und warf ihn zur Erde, daß die Rippen krachten. Die Leute liefen zusammen, und mein Mann schrie gar sehr. Da stand ein großer, recht vornehmer Herr neben uns und fragte nach der Ursache der Rauferei. Ich sagte ihm, er verlange von mir einen Brückenzoll und

ich habe doch kein Geld. Da griff der Herr zu seinem Beutel und wollte den Batzen bezahlen. Der Zollmann aber tat gar ungebärdig und wollte den Batzen zuerst nicht annehmen. „So, geht Euerer Weg", sagte der Herr zu mir. „Auf der andern Seite, nach wenigen Minuten, kommt eine Campagne — er meinte damit ein Landhaus —, dort gebt diese Karte ab." Es war ein gar prächtiges Haus, und an der Türe stand „De Vatteville". Jetzt wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte. Also ein ganz vornehmer Berneraristokrat, der einem Schustergesellen mit einer Freischarenmütze aus der Not geholfen. Ich läutete. Ein Fräulein nahm mir die Karte ab, führte mich in einen ganz vornehmen Raum, wo ich fein aß und trank, wie in meinem Leben noch nie, gerade so wie mein Großvater in Kasteln auch von einem Wattenwil bewirtet worden war. Seither glaube ich nicht mehr, daß alle Aristokraten so waren, wie man es in den Schulbüchern liest.

In Freiburg arbeitete ich für das Jesuitenkollegium. Es hatte dort feine, junge Herren in der Schule, für die ich Vernisschuhe machen lernte. Unter 18 Gesellen war ein Waadtländer und ich die einzigen Reformierten. Es wurde arg politisiert, wovon ich damals noch nicht viel verstand, da sie sich französisch unterhielten. Man gab mir den strengsten von allen Katholiken ins Schlafzimmer, damit er mich gehörig in die Finger nehme. Er sagte mir, wie der Heilige Vater auf einem Steinboden schlafe und sich selbst peinige, um die Ketzer zum rechten Glauben zu bringen. Dieweil ich das nicht recht verstehen konnte, meinte ich, er verlange von mir, daß ich auf dem Steinboden schlafe, weshalb eine arge Verwirrung entstand. An einem Morgen, wie ich erwachte, sah ich den Mann von der Zimmerdecke über meinem Bette baumeln, und er streckte die Zunge heraus. Ich stürzte die Treppe hinunter und vermeldete den Fall. Keiner wollte das glauben, und sie drohten: Wenn du lügst, bist du foutu, d. h. wir hängen dich auf.

In Genf lernte ich die ganz feinen Herrenschuhe herstellen, dann aber auch die Sprache, die mir so wohl gefiel, daß

ich später meinen Kindern noch manches helfen konnte. Im Spätherbst lag ich das einzige Mal im Feuer, da wir unter der Führung des James Fazy, von dem man noch heute in den Geschichtsbüchern liest, Barrikaden errichteten und die Regierung über den Haufen warfen. Neben mir wurde kurzerhand einer in die Rhone geworfen. So erbittert ging das zu.

Man sprach ein Jahr später davon, wie man den Sonderbund auflösen müsse, und da wollte ich auch dabei sein. Ich kam aber in Fraubrunnen, wo die Herberge abbrannte, um mein ganzes Werkzeug und hatte nichts mehr denn ein Hemd, als der Landjäger mich verhörte, weil er meinte, ich hätte durch Nachlässigkeit den Brand verursacht. In dieser Not dachte ich wieder an meine Meisterin in Maisprach und wollte zu ihr gehen. Da traf ich in meinem zusammengebettelten Anzug auf einen Hufschmied von Kirchleerau, der meinte, von der Grenze aus, bei ihm daheim, könnte man die Schwarzen schädigen und ihnen in der Nacht die vielen Kreuze umwerfen. Ich solle mitkommen. Ich durchstreifte mit ihm die Grenze gegen Luzern und fand dabei Arbeit bei einem freisinnigen Schuster in Sursee. In der Nacht stürzte dann der Hufschmied ein großes steinernes Kreuz in die Suhre, wovon ich nichts wußte. Morgens vier Uhr stand der Meister an meinem Bett: „Rüeblibueb", sagte er, „du hast das Kreuz in die Suhre geworfen. Schleunigst davon!" Ich beteuerte meine Unschuld. „Hilft nichts, du wirst gesucht." Wie ich, in einer Stallbluse verkleidet, durch die Hintertür entkomme, riegeln sie schon vorn. Ich bin in meinem ganzen Leben nie mehr so gelaufen. Den Hufschmied haben sie in einer folgenden Nacht erwischt. Sie sollen ihn scheußlich ermordet haben. Sicheres darüber vernahm ich nie.

Vom Sonderbundskrieg ist eigentlich nicht viel zu vermelden. Es ging nicht so gewaltig zu, wie an den Veteranenfeiern erzählt wird, und es waren auf beiden Seiten nicht alles Helden. Das schönste Erlebnis war der 27. November 1847, da ich bei einer Volksversammlung auf der Rednerbühne den berühmten Arzt Dr. Robert Steiger sah, der nach dem zweiten

Freischarenzug von der Luzernerregierung zum Tode verurteilt, dann aber durch Bestechung von Landjägern aus dem Kesselturm befreit wurde und nach Zürich flüchten konnte.

Ich habe, als Vorsitzender der Grütlianer, ihn später persönlich gesprochen, wobei er sich meine Erlebnisse in Genf eingehend erzählen ließ.

Ein wichtiger Ruhepunkt in meiner Wanderburschenzeit, die mich nach Frankreich und England brachte, ist später der Aufenthalt in Wattwil gewesen, wohin ich wegen dem Ausbruch der Cholera in Aarau und andern Orten mich flüchtete. Ich hatte mittlerweile Lebensart angenommen, konnte gut umgehen, auch in besten Kreisen, las viel und behielt es gar wohl. In Wattwil nun rückte ich bald zum Meistergesellen vor und verdiente reichlich Geld. An den Sonntagen durchwanderte ich weite Strecken des Appenzellerlandes, wo ich wegen meinem englischen Anzug und als guter Tänzer bald eine gewisse Rolle spielte. Damals war es auch, daß eine Hinrichtung an einer jungen Tochter vollzogen wurde, die im Dorfweiher ihre Nebenbuhlerin ertränkt hatte. Sie sollte mit dem Schwert gerichtet werden. Koch hieß sie. Der Richtplatz war durch ein Tobel von den Tausenden von Neugierigen getrennt. Als die Exekution vorbereitet wurde, drängte alles nach vorn, wobei manche in den Hohlweg fielen. Ein junges Mädchen blieb an einem Strauch hängen. Ihr Kleid vermochte dabei ihre Blöße nicht mehr zu decken, und es wollte mir scheinen, als ob jetzt mehr Neugierige sich diesem armen Ding zuwandten als der Unglücklichen auf dem Richtblock.

Der Meister Weißhaupt hatte ein sechzehnjähriges Töchterlein, Julia mit Namen, das ins Welschland sollte, der grassierenden Cholera wegen aber nicht verreisen durfte. Da meinte der Meister, ich könnte ihr die Anfangsgründe der französischen Sprache beibringen, wozu ich gern einwilligte. Nun war Julia ein besonders gelehriges und fleißiges Mädchen und trotz der großen Hablichkeit des Vaters brav und bescheiden geblieben. Mit der Zeit aber kam mir vor, es sage seine Vokabeln nicht mehr so frisch her wie sonst und schaue

mir so merkwürdig in die Augen. Bald hatte ich Beweise, daß es sich in seinen Schulmeister verguckt hatte. Ich wollte meine gute Stelle nicht verlieren und war recht froh, daß bei unsern Schulstunden der „Ringgi", ein schöner Appenzeller Sennenhund, mit dabei war und sozusagen den Anstandsherrn machte.

Wie es weiter ging? — Eigentlich wie immer. Ich erhielt vom Meister die Kündigung, und das Mädchen weinte Nächte lang. Dem Alten zum Trotz begleitete mich Julia gegen den Ricken hinauf, wo sie mir sagte, sie werde mich nie vergessen. Auch mir wurde es schwer, weiter zu gehen. Ich hätte noch ein paar Jahre gewartet, mich selbständig gemacht und sie geheiratet; denn sie war ein liebes und wackeres Mädchen. Aber der Alte. —

Wie wir uns trennten, ging der Hund mit mir, bellte zurück, sprang zu dem Mädchen hin und wieder auf mich zu. Schließlich lief er neben mir her, und Julia deutete mir von ferne, ich solle ihn mitnehmen.

Ringgi kam mit mir heim ins Bruggerbiet, wo ich mit meinem Ersparten ein Höflein pachtete und nur noch im Winter schusterte.

Beim Einwintern ging ich zwei oder drei Jahre später mit einer Rolle Leder auf dem Rücken von Brugg aus dem Stalden zu, der Hund neben mir. Wie ich beim „Bären" etwas ausschnaufen wollte, war es mir, Ringgi schnuppere so eifrig in die Luft, und er sah mich so fragend an, als wollte er sagen: Merkst du denn nichts? — Ich sah nur eine Reisekutsche, die gerade Richtung Basel davonfuhr. Der Hund lief dem Wagen freudig bellend nach. Julia saß drinnen; ich sah sie deutlich, wie sie erstaunt aus dem Wagen blickte; sie mußte den Hund am Bellen erkannt haben. Der Kutscher knallte; Ringgi lief wie besessen nebenher. Ich konnte ihn verfolgen, bis zu den „Langen Buchen", dem Wald oberhalb Effingen. Er ist nie mehr gekommen. — Oder am Ende doch. Wie ich schon angedeutet, hatte ich in meinem Leben mehr als einmal merkwürdige Zustände, da ich Dinge deutlich wahr-

nahm, die viele, viele Stunden von mir weg sich zutrugen. Ich habe einmal gelesen, man nenne das das zweite Gesicht. So saß ich einmal vor dem Einnachten mit unserm ersten Mädchen, der Julia, im „Heingert", oben in den Reben, um vor dem Heimgehen ein wenig auszuruhen. Warum ich das Kind Julia taufen ließ, erfuhr bis anhin nie ein Mensch. Es ist mir auch immer das anhänglichste gewesen. — Wie ich nun so in den schönen Abend hinaus blicke, sehe ich auf einmal deutlich den Ringgi zum Malen genau und neben ihm die Julia von Wattwil, das liebe, gute Gesichtchen von einst, aber, wie mir schien, mit stark leidenden Zügen. Ich wollte sie anreden. Da war alles weg.

Meine weitern Umstände kennt ihr aus euerem eigenen Leben. Wir haben es nie leicht gehabt, sind aber redlich durchgekommen und haben trotz hartem Werken noch oft Gelegenheit genommen, an stillen Sonntagen in alten Büchern zu lesen und vergangenen Zeiten nachzudenken.

Gott schenke mir einen sanften Tod!

* * *

Das Schriftstück, mit derben Schnüren zusammengeheftet, muß einige Jahre in einem muffigen Versteck gelegen haben; denn es ist stark stockfleckig geworden und an mehreren Stellen nur mühsam zu entziffern. Mehrere Partien, die sich auf nahe Verwandte beziehen müssen, sind nachträglich von dritter Hand unleserlich gemacht worden.

Am 24. Dezember 1907 erfolgte mit zittriger Schrift, die sich von den energischen und gepflegten Zügen des Manuskriptes auffallend abhebt, eine letzte Eintragung: Heute nacht habe ich den Ringgi wieder gehört. Er hat lange vor dem Haus gewinselt wie ein kleines Kind. Wie ich mit der Laterne hinausging, hörte das Wimmern auf. Ich habe im Schnee vergeblich nach den Spuren eines Hundes gesucht. — Ich kann mir vorstellen, was das bedeutet. —

Nach Angaben des Zivilstandsamtes ist der einstige Schuhmachergeselle am 26. Dezember des nämlichen Jahres gestorben.

Hans Siegrist, Baden.